

Vorwort

In der deutschsprachigen Diskussion ist es immer noch weit verbreitet, das Problem ›Rassismus‹ in einem Rahmen zu behandeln, der mit den Begriffen Fremdenfeindlichkeit und Rechtsradikalismus abgesteckt wird. Damit wird psychologisch auf die Angst vor den anderen und politisch auf einen Mangel an Aufklärung gezielt. Aber Rassismus war nie und ist nicht nur eine auf Fremde bezogene Haltung der politischen Rechten.

Die macht davon allerdings gegenwärtig reichlich Gebrauch. Rassistische Argumentationsmuster haben weltweit Konjunktur und werden in unterschiedlichen politischen Lagern benutzt. Neben der Rechten in den USA tut sich dabei die in Europa besonders hervor. Sie verwendet eine Mischung aus nationalistischen und kulturellen Versatzstücken, die darauf hinausläuft, klassenübergreifende Gemeinschaften zu entwerfen, welche angeblich auf einer dauerhaften Tradition kultureller Zusammengehörigkeit beruhten, die heute zunehmend durch einen Zustrom von Fremden gefährdet sei, die sich nicht integrieren können oder wollen.

Es ist noch nicht sehr lange her, da hieß der so propagierte Verbund sozial gegensätzlicher Gruppen in Deutschland ›Volksgemeinschaft‹. Deren Gegner sollten damals vor allem ›die Juden‹ sein. Die standen als ›internationales Judentum‹ zwar auch ›außen‹. Vor allem aber wurden sie als ›innerer Feind‹ ausgemacht. Er ließ sich im Rahmen der Rassenideologie nur unzureichend markieren. Juden passten nicht in deren Schema kulturell zurückgebliebener Rassen und galten zudem als Angehörige der weißen Rasse. Ihren sozialen Erfolg versuchte die antisemitische Demagogie im Kaiserreich, der Weimarer Republik und während des ›Nationalsozialismus‹ mit der ideologischen Trennung von ›raffendem‹ und ›schaffendem‹ Kapital zu erklären. Damit

schuf sie ein Feindbild, das zwar fiktiv war, aber auf einen angeblichen Klassengegner des ›deutschen Sozialismus‹ zielte.

Es gab und gibt viele andere Konstellationen rassistischer Vergesellschaftung. Nicht zuletzt deshalb ist es in der Rassismuskforschung üblich geworden, von ›Rassismen‹ zu sprechen. Das verdeckt allerdings häufig Differenzen des Verständnisses von Rassismus, der oftmals psychologisch als Ansammlung von Vorurteilen, politologisch als populistische Strategie oder ideologiekritisch als falsches Bewusstsein markiert wird.

Im Kern allerdings ist Rassismus, bei aller Verschiedenheit seiner historischen und kulturellen Erscheinungsformen, ein soziales Verhältnis, und seine Ausdrucksweisen sind Resultate rassistischer Vergesellschaftung. Deren zentrale Funktion besteht darin, sozialen Gruppen mit unterschiedlichen oder gegensätzlichen Interessen zu erlauben, sich als Gemeinschaft zu begreifen, indem sie sich andere als Bedrohung oder als Unterlegene gegenüberstellen. Diese müssen weder fremd sein noch sich außerhalb der Gesellschaft befinden. Sie müssen auch keiner anderen ›Rasse‹ angehören. Ihre Markierung als Außenstehende und Nichtzugehörige kann sich unterschiedlicher Argumente bedienen.

Die gehören zum zentralen Instrumentarium rechter Politik. Am Beispiel des Rassisten, der direkt nach dem ersten schwarzen Präsidenten ins ›Weiße Haus‹ in Washington einzog, lässt sich das geradezu exemplarisch ablesen. Er diskriminiert Schwarze und Mexikaner, attackiert Muslime und Asiaten, verunglimpft Menschen mit Behinderung, ist sexistisch und homophob – und mobilisiert mit seinem Slogan ›Make America great again‹ ein breites Spektrum von Wählern, das bis zu ultrarechten Propagandisten weißer Vorherrschaft reicht (Winter 2017).

Viele Muster solcher Argumentation werden indessen keineswegs nur von rechts bedient. Die Aussage eines stellvertretenden Betriebsratsvorsitzenden der IG Metall in Sachsen ist dabei zweifellos ein Extrem. Aber das beleuchtet die rassistische Logik um so greller. Zum Thema »Flüchtlinge« erklärte er unumwunden: »die

müssten raus« – und fügte hinzu: »Ich hätte kein Problem damit, jetzt mal Buchenwald wieder aufzumachen, einen Stacheldraht ringsrum, die dort rein, wir dort draußen« (Platzdasch 2017).

Auf ein klassenübergreifendes ›Wir‹ abzielende Abgrenzungen gab es in der Geschichte der Arbeiterbewegung des Öfteren. Im ausgehenden 19. Jahrhundert etwa war der Mitbegründer der ›Australian Labour Federation‹ und erste Herausgeber ihrer Zeitung ›The Worker‹, William Lane, ein lautstarker Propagandist der Politik für ein ›weißes Australien‹. Gegen die angeblich drohende Überfremdung durch farbige Rassen erklärte er: »Wir Weißen halten zusammen, Ladenbesitzer und Händler, Handwerker, Arbeiter und Farmer«; »Wir müssen weiß bleiben – darin können, so sehr sie sich auch über andere Dinge streiten, Gewerbetreibende, Fabrikanten, Farmer und Lohnarbeiter übereinstimmen« (zit. in Hund 2010, 77).

Eine Engführung der Rassismuskussion ist daher nicht hilfreich. Zur Entwicklung rassistischer Denkmuster haben historisch einige der klügsten Köpfe der Epoche beigetragen, während andere ihrer Kritik nicht genügend Aufmerksamkeit schenkten. Aus diesem Grund werden im Folgenden zwei Theoretiker, die zu den namhaftesten Verteidigern und Kritikern der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland gehörten, Immanuel Kant und Karl Marx, immer wieder zu Wort kommen.

Geschichtlich greift die Darstellung allerdings weit hinter deren Wirken zurück. Sie zeigt, welche Muster rassistischer Diskriminierung im Verlauf der Geschichte der Klassengesellschaften entworfen wurden, und verdeutlicht, welche Rassismen sich in Deutschland wann und wie entwickelt und geäußert haben. Wie alle sozialen Erscheinungen, so lässt sich auch Rassismus nur in historischer Perspektive verstehen. Das gilt für Realgeschichte wie für Ideengeschichte, die deswegen hier zusammen verfolgt werden. Im Fokus steht dabei die kritische Analyse der verschiedenen Formen von Rassismus und seiner Legitimationen – einschließlich des unterschiedlichen Umgangs mit der Thematik in der Rassismustheorie.